

Andrea Rudolph (Hg.)

Johann Heinrich Voß.
Kulturräume in Dichtung und Wirkung

ANDREA RUDOLPH (Hg.)

JOHANN HEINRICH VOSS.
KULTURRÄUME IN
DICHTUNG UND WIRKUNG



J.H. Röll

Die Deutsche Bibliothek — CIP-Einheitsaufnahme

Johann Heinrich Voß : Kulturräume in Dichtung und Wirkung /
Andrea Rudolph (Hg.). - Dettelbach : Röll 1999

ISBN 3-89754-140-8

© 1999 Verlag Dr. Josef H. Röll, Dettelbach.

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigungen aller Art, auch auszugsweise, bedürfen der Zustimmung des Verlages.

Gedruckt auf chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier.

Gesamtherstellung: Verlag Röll

Printed in Germany

ISBN 3-89754-140-8

Inhalt

Vorwort	VII
MARION MARQUARDT	
Johann Heinrich Voß — ein Bürger ohne Republik	1
VOLKER RIEDEL	
Goethe und Voß. Zum Antikeverhältnis zweier deutscher Schriftsteller um 1800	19
SIEGFRIED HEUER	
Johann Heinrich Voß und seine mecklenburgische Heimat	47
MANFRED HÖTZEL	
Bürgermeister Rudolf Beyer und Johannes von Maltzan. Ein Streit um die Durchsetzung bürgerlichen Rechts zwischen Stadt und Burg Penzlin — 100 Jahre nach J.H. Voß	69
GERDA RIEDL	
„Die Waffen des Lichts“. Reflexe zeitgenössischen Religionsdiskurses bei Johann Heinrich Voß	91
KLAUS LANGENFELD	
Reflexe der Französischen Revolution in den Gedichten von Johann Heinrich Voß	113
ADRIAN HUMMEL	
Das Andere der Vernunft. Gestalten des Irrationalen im Werk von J.H. Voß	143
AXEL LUBINSKI	
Johann Heinrich Voß und „Die Leibeigenen“ — Perspektiven auf die ländliche Gesellschaft Mecklenburgs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts	161
HANS-PETER ECKER	
Idyllik der Emanzipation und sanfte Katharsis. Zum Zusammenspiel von Genrekodes und sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen in den Idyllen des Johann Heinrich Voß	193
HEIDI RITTER	
Resonanz und Popularität der „Luise“ im 19. Jahrhundert	215

THOMAS NEUMANN	
„Nein, Voß ist gewiß kein großer Dichter ...“	
— Zur Voß-Rezeption in der deutschen	
Literaturgeschichtsschreibung zwischen 1900 und 1945	237
HANS-VOLKER FELDMANN	
Neue Erkenntnisse zum Vossischen „Marschenfieber“	
im Land Hadeln	253
HENRY A. SMITH	
Ein Leben im Zwiespalt.	
Rektor Voß und seine „Nebenbeschäftigung“	259
SILKE GEHRING	
„Wir werden kommen, deinen Garten zu schau“.	
Eine Schulstunde bei Johann Heinrich Voß	273
RAINER HILSE	
Geschichtspflege und Tradition an der verbundenen	
Haupt- und Realschule „Johann Heinrich Voß“ in Penzlin.....	287
FRANK BAUDACH	
Die Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft e.V.	299
UTE SCHOLZ	
„Wie kann man, ohne die Sprache Homers zu kennen,	
mit seiner Zunge auf russisch reden?“	307
J.H. Voß und die russischen Homerübersetzer	
in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts	307
LEIF LUDWIG ALBERTSEN	
Der Stilwille in Vossens Shakespeareübersetzungen	335
ANTHONY VIVIS	
Die Narrengestalt des „König Lear“	
in verschiedenen Übersetzungsvarianten	351
ANDREA RUDOLPH	
„König Lear“ in der Einrichtung von Josef Schreyvogel.	
Zum Erfolg der Vossischen Shakespeareübertragung	
in Wien.....	361
Personenverzeichnis	389
Angaben zu den einzelnen Autoren.....	405
Publikationen des Museums Alte Burg Penzlin	413

MARION MARQUARDT

Johann Heinrich Voß — ein Bürger ohne Republik

Es ist nicht leicht, Johann Heinrich Voß einen Platz in dem linear geordneten deutschen Literaturparnaß des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts zuzuweisen. Er hat all diejenigen bedeutenden geistesgeschichtlichen Bewegungen tangiert, die wir — trotz manch kritischer Einsprüche — noch heute als Epoche der Konstituierung der deutschen Nationalliteratur anzusehen geneigt sind, ohne sichtbar in irgendeiner aufzugehen. Sein Geburtsjahr 1751 hatte ihn — folgt man der geistesgeschichtlichen Generationstheorie — zum Stürmer und Dränger prädestiniert, der er ja auch im Göttinger Hain werden sollte. Aber er wollte oder konnte sich nicht wie Goethe in den Freiraum der ästhetischen Autonomie hinüberretten. Und er konnte oder wollte nicht — trotz aller Sympathie — den Weg des französischen, des revolutionären Modells gehen, den etwa Forster beschritten hatte. Und ganz sicher wollte er die Romantik nicht, für die ihn doch eigentlich seine Sturm und Drang-Zeit hätte empfindlich oder doch wenigstens nachsichtig machen müssen. Ohne den „Rückenwind der Literaturgeschichte“ erscheint er heute vielfach als Sonderling mit einer lobenswerten, weil gesellschaftskritischen Grundhaltung, mit einem auffällig passionierten Hang zur Literaturfehde gepaart mit einer biedermeierlichen Behaglichkeit, die den von ihm angefeindeten Romantikern manch ironisches Lächeln abnötigte.¹

Und doch betont Wilhelm von Humboldt, Zeitgenosse und gewiß kein unkritischer Beobachter, die Homogenität von Leben und Werk Vossens. Am 20. September 1796 schreibt er an Goethe: „Die liebste neue Bekanntschaft auf der ganzen Reise war mir indeß Voß [...] Nie habe ich in irgend einem Menschen eine solche schlechterdings nur auf Eine Sache gerichtete Natur gefunden. Man muß ihm auf seinem Wege entgegenkommen, sonst ist es unmöglich sich nur mit ihm zu verstehen. Alsdann bemerkt man auch einen so unzer trennlichen Zusammenhang und eine solche Einheit in ihm, als man vielleicht nirgend sonst antrifft. Die Eigenthümlichkeit seiner Uebersetzungen, seiner eignen Gedichte, seiner philologischen Arbeiten, seiner Streitigkeiten, seines Charakters und seines häuslichen Lebens

sogar, alles läßt sich aus Einem und ebendemselben Princip erklären.“²

Auch dieser Beitrag möchte Voß, auf „seinem Wege“ entgegenkommen und diesen „unzertrennlichen Zusammenhang“ und die „Einheit“ seines Werkes rekonstruierend nachzeichnen. Der von Humboldt beschriebene Mittelpunkt von Vossens Leben ist unzweifelhaft in dessen Auseinandersetzung mit der griechischen Antike zu finden, an der sich auch Humboldts Interesse für ihn Mitte der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts entzündet hatte. Vossens Homer-Übersetzungen („*Odysee*“ 1781, umgearbeitet 1793, „*Ilias*“, 1793) befinden sich dabei im Schnittpunkt eines bis in seine Kindheit zurückverfolgbaren Interesses an der Antike mit dem ideengeschichtlichen Schlüsseldiskurs über den Status der Antike im modernen Bewußtsein. Letzterer war gerade 1795 mit den Schriften von Friedrich Schiller „*Über naive und sentimentalische Dichtung*“ und Friedrich Schlegels parallelem Versuch „*Über das Studium der griechischen Poesie*“, aber auch mit den Briefwechseln zwischen Humboldt, Schiller und Goethe zu einem gewissen Höhe- und Abschlußpunkt gekommen. Danach verlor die Antike zunehmend ihre Funktion als überzeitliche Norm aller Kunstanstrengung, und die Moderne, im 19. Jahrhundert die modernen Nationalliteraturen, konstituiert sich ohne Rekurs auf diesen Kanon.³

Dem zur Seite trat die hermeneutisch-philologische, auf die übersetzende Aneignung und Interpretation der Antike gerichtete Diskussion, deren Entwicklung Voß seit seiner Göttinger Studienzeit bei Christian Gottlob Heyne (1729-1812) mitverfolgt hatte. Auch sie trat mit Friedrich August Wolfs (1759-1824) „*Prolegomena ad Homerum*“ (1795) in eine neue Etappe, die am Beginn des 19. Jahrhunderts in eine Historisierung und Verwissenschaftlichung der Antikestudien mündete.⁴ Schon Wolf verschaffte der Altertumswissenschaft darüber hinaus eine praktische Lebensstellung, indem sie — darin die Theologie verdrängend — zu einer von der Kirche sich trennenden und sich humanistisch definierenden propädeutischen Universalwissenschaft wurde. Diese auf die Konstituierung eines unabhängigen, national ausgerichteten Bildungswesens gerichtete Bewegung resümiert das Brockhaussche Universallexikon in rückwärts gekehrter Teleologie am Ausgang des 19. Jahrhunderts und

VOLKER RIEDEL

Goethe und Voß.

Zum Antikeverhältnis zweier deutscher Schriftsteller um 1800

Goethe hat zeit seines Lebens den Dichter, Übersetzer und Philologen Voß geschätzt und dessen Wirkung auf das deutsche Geistesleben im allgemeinen und auf sein eigenes Schaffen im besonderen *grundsätzlich* anerkannt. Dies schließt allerdings erhebliche Einwände *im einzelnen* keineswegs aus. Im ersten Teil meines Vortrages seien die wichtigsten Stationen ihrer *unmittelbaren* Beziehung in Erinnerung gerufen und Goethes Urteile über die verschiedenen Bereiche des Voßschen Schaffens untersucht.¹ Im zweiten Teil sollen dann die eher *typologischen* Gemeinsamkeiten und Unterschiede in ihrem Verhältnis zum griechisch-römischen Altertum aufgezeigt werden — und zwar im Rahmen der europäischen, namentlich der deutschen, Antikerezeption gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Nachdem Goethe bereits von 1774 bis 1776 an dem von Voß herausgegebenen „*Musenalmanach*“ mitgearbeitet hatte, begann die persönliche Bekanntschaft zwischen den beiden Schriftstellern im Juni 1794, als Voß Weimar besuchte und dort mit der Rezitation aus seiner „*Odyssee*“-Übersetzung viel Beifall errang.² Im Oktober und November desselben Jahres las Goethe mit großem Erfolg aus Voß' Übertragung der „*Ilias*“ vor.³

Höhepunkt ihrer Beziehungen waren Vossens Jenaer Jahre (1802 bis 1805).⁴ Goethe hat Voß mehrfach besucht und diskutierte mit ihm vor allem metrische, aber auch — wie schon 1794 und brieflich 1797/98 — geographische und mythologische Fragen und las mit dessen Sohn, Heinrich, Sophokles und Horaz.⁵ Er sprach von einem „höchst angenehme[n] und fruchtbare[n] Verhältniß“⁶, hat dem Schriftsteller „gewaltige Achtung“ gezeigt⁷ und suchte ihn an den Weimarisch-Jenaischen Kulturkreis zu binden — nicht zuletzt durch die äußerst wohlwollende Rezension zu der vierbändigen

Ausgabe seiner „*Lyrischen Gedichte*“ von 1802 in der Jenaischen „*Allgemeinen Literatur-Zeitung*“ sowie durch die Anstellung des jüngeren Voß als Professor am Weimarer Gymnasium, für das er zuvor den Vater selbst als Direktor hatte gewinnen wollen. Vossens Wechsel nach Heidelberg nahm er „mit schmerzlicher Resignation“ auf.⁸

Nach 1805 kühlte das Verhältnis zwischen den beiden Schriftstellern — trotz der Freundschaft zwischen ihren Söhnen — merklich ab. Vossens Besuch in Jena im Jahre 1811 und Goethes Besuche in Heidelberg 1814 und 1815 verliefen recht distanziert. Hatten zunächst Voß' Stellungnahmen zu der Liedersammlung „*Des Knaben Wunderhorn*“ und zum Sonett nicht unwesentlich zu dieser Entfremdung beigetragen, so reagierte später Goethe indigniert auf die Polemik gegen die Konversion Friedrich Leopold von Stolbergs in den Schriften „*Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?*“ (1819) und „*Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe*“ (1820) sowie auf die Kontroverse mit Friedrich Creuzer.⁹

Trotz mancher Vorbehalte, die sich vor allem auf Vossens Persönlichkeitsstruktur bezogen, hat Goethe die Leistungen dieses Schriftstellers gegen Ende seines Lebens gleichsam resümierend gewürdigt und ihn — nach dem von Eckermann überlieferten Wortlaut — als einen „Mann“ bezeichnet, der „so bald nicht wiederkommen“ werde, der einen Einfluß „auf die höhere deutsche Kultur“ wie „wenig andere“ gehabt habe und aus dessen „rein natürliche[m] Verhältnis“ „zu den Griechen“ „für uns anderen die herrlichsten Früchte erwachsen“ seien.¹⁰

Was den *Dichter* Voß betrifft, so hat Goethe dessen lyrischen Gedichte in der Rezension von 1804 äußerst hoch eingeschätzt, hat ihre „der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweise“, ihre „Sprache“ und ihren „Rhythmus“ gewürdigt, hat dem Weg des Schriftstellers, der „aus beengenden Umständen sich hervorgehoben“, Anerkennung gezollt und „ein gewisses zartes Unbehagen“ weniger kritisiert als vielmehr von den Lebenserfahrungen des Autors her entschuldigt, ja, dessen „Intoleranz“ sogar ausdrücklich *verteidigt*. Goethe hat dabei besonderen Nachdruck auf die Beziehung zur Antike gelegt: So betonte er, daß Voß „den Klängen des griechischen Alterthums“

SIEGFRIED HEUER

Johann Heinrich Voß und seine mecklenburgische Heimat

„Ihm war das glückliche Los beschieden, daß er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkor.“¹

Diese Aussage traf Johann Wolfgang Goethe in seiner 1804 geschriebenen Rezension der *„Lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß“*. Sehen wir einmal von dem eigentlichen Zweck der inhaltsreichen Darlegung ab, Voß endgültig für das Land Sachsen-Weimar zu gewinnen, und auch von dem Bestreben einiger Literaturhistoriker, die Glaubwürdigkeit der Rezension anzuzweifeln, so trifft doch diese Feststellung den Kern des Werdens, der Entfaltungsmöglichkeiten des Dichters, Übersetzers und Wissenschaftlers Johann Heinrich Voß. Goethe stützte sich bei diesem Urteil auf die mehrbändige Ausgabe *„Sämtliche Gedichte von Johann Heinrich Voß, Königsberg 1802“*. Er formulierte die Grundlage seiner Rezension mit der allgemeinen These: *„Jeder Schriftsteller schildert sich in seinen Werken, auch wider Willen selbst“*. Und im Hinblick auf Voß fügte er hinzu: *„Der gegenwärtige bringt uns vorsätzlich Inneres und Äußeres, Denkweise, Gemütsbewegungen mit freundlichem Wohlwollen dar und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zustände, Gesinnungen, Absichten und Ausdrücke vertraulich aufzuklären.“*

Für uns stellt sich das Problem: Welche Umstände brachten Johann Heinrich Voß in seiner Jugend dazu, sich so intensiv mit den alten Sprachen und Literaturen zu beschäftigen? Und nicht nur das. Voß empfing in seiner Jugend mehr Anregungen für seine spätere Wirksamkeit als Goethe in der Rezension erwähnt; denn Voß war eben nicht nur ein Mann der „alten Sprachen und Literaturen“.

Der Charakter eines Menschen wird durch Anlage und Umwelt geformt, und Voß verstand es in seiner Jugend, alle Voraussetzungen für die Entfaltung seiner Persönlichkeit zu nutzen, die ihm von der Familie und der Umwelt geboten wurden.



Abb. 1: Grubenhagen, Blick auf die Pfarrkirche

Zur Herkunft der Familie Voß

Voß hat sich selbst als „Obodrit“ bezeichnet, womit er zweifellos auf eine slawische Abstammung seiner Familie hinweisen wollte und auf ihre Zugehörigkeit zum Land Mecklenburg. Seine Ahnentafel, wenn wir ihn als Bezugsperson sehen, reicht kaum über drei Generationen vor ihm hinaus. Die Familiengeschichte verliert sich gleichsam in die historische Namenlosigkeit der Geschichte des Landes Mecklenburg, wie es für die unteren Stände im allgemeinen üblich gewesen war. Auf diesem allgemeinen Hintergrund erstrahlte dafür die Geschichte der Adelsfamilien um so heller. Zu den wenigen Adelsfamilien, die ihre Herkunft bis ins 12./13. Jahrhundert nachweisen können, gehört auch die Familie von Maltzan, zu der einige Mitglieder der Familie Voß in näherer Beziehung standen.

Und selbst über den *Urgroßvater* sind die Aussagen noch wenig zuverlässig. Er hieß *Henrich* (Hinrich) Voß und wurde um 1650 in Großen Luckow geboren. Es gilt als sicher, daß er in der Zeit von 1678 bis 1687 in dem Ort als (leibeigener) Bauer wohnte, verheiratet und Vater von vier Kindern war.²

Über den *Großvater* dagegen gibt es schon mehr gesicherte Daten. Er hieß *Jochim Voß*, wurde 1685 in Großen Luckow³ geboren und war als leibeigener Handwerker (Rademacher) auf dem Hauptgut des Landmarschalls *Levin Joachim Maltzan* (1688-1750) beschäftigt. Zwischen dem Gutsherrn und dem Leibeigenen muß wohl ein vertrauensvolles Verhältnis bestanden haben. Davon zeugt die

MANFRED HÖTZEL

Bürgermeister Rudolf Beyer und Johannes von Maltzan.

Ein Streit um die Durchsetzung bürgerlichen Rechts
zwischen Stadt und Burg Penzlin
— 100 Jahre nach J.H. Voß

In der Voß-Biographie der ADB schreibt Franz Muncker, daß sich „demokratischer Trotz und Adelshaß“ bei Voß während der Zeit als Hauslehrer beim Gutsbesitzer von Oertzen in Ankershagen (1769-1772), unweit von Penzlin, wegen der unerquicklichen Verhältnisse noch gesteigert hätten¹. Der Gedanke des Kulturraums, dem sich die Veranstalter des Symposiums verpflichtet fühlen, sollte nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich verstanden werden. Der zitierte Band der ADB erschien 1896. Ein Blick nach Penzlin in diesem Jahre hätte einen Beobachter davon überzeugen können, daß auch einhundert Jahre nach den genannten Umständen ähnliche, nicht gleiche Konflikte im Mecklenburger Kulturraum aktuell waren.

Der Name Rudolf Beyers ist in Penzlin wegen des Beyerplatzes zwar in aller Munde, Leben und Werk des früheren Bürgermeisters sind aber nur noch wenigen historisch Interessierten bekannt. Seine hauptsächliche Wirkungsstätte, das ehemalige Rathaus, wurde 1945 niedergebrannt. So erinnern an ihn noch zwei steinerne Zeugen: ein Gedenkstein am Ortsausgang zum Dammswerder und ein Grabmal auf dem Penzliner Friedhof. Aber nicht allein wegen der Anlagen am Stadtsee verdient es Beyer, im Gedächtnis der Stadt Penzlin lebendig zu bleiben. Ebenso wie Beyer ist der Name der Familie von Maltza(h)n unübersehbar mit Penzlin verbunden. Alte und Neue Burg, Denkmale bei Werder und auf dem Mühlenberg künden davon. In neuerer Zeit hat vor allem Ferdinand von Maltzan mit der Aufhebung der Leibeigenschaft 1816 auf seinen Gütern eine bis in die Gegenwart anerkannte Tat vollbracht. Die Auseinandersetzungen seines Sohnes, Johannes von Maltzan, mit Beyer in den 90-er Jahren des 19. Jahrhunderts verdienen es aber ebenfalls, vor dem Vergessen bewahrt zu werden, wenn auch aus anderen Gründen.

Rudolf Beyers Wahl zum Bürgermeister von Penzlin und eine gescheiterte Intrige Johannes von Maltzans²

Otto Piper, seit 1879 Bürgermeister von Penzlin, mehr bekannt als Begründer der Burgenkunde und deshalb auch „Burgenpiper“ genannt (sein in Penzlin geborener Sohn Reinhard ist der Begründer des Münchener Piper-Verlages), legte nach zehn Jahren das kommunale Amt nieder, weil er sich ausschließlich der Burgenforschung widmen wollte. Das Innenministerium in Schwerin forderte deshalb den Penzliner Magistrat zu Vorschlägen für die Neubesetzung auf. Die Ordnung für die Stadt Penzlin legte folgende Verfahrensweise im § 7 fest: „Ist die Stelle des Bürgermeisters eröffnet, so schlägt zu deren Wiederbesetzung der Magistrat der Landesregierung drei geeignete Männer vor, aus welchen diese einen erwählt und bestellt“.³ Am 19. Juni 1889 setzten Magistrat und Bürgerausschuß auf die Kandidatenliste: 1. Bürgermeister R. Beyer in Sülze, 2. Assessor Zelck aus Rostock, 3. Rechtsanwalt C. Kleps aus Waren und benannten Beyer als ihren Wunschkandidaten. J.v. Maltzan, Gutsherr auf der Burg Penzlin, muß gewußt haben, aus welchem Holz Beyer geschnitzt war. Er wurde beim Innenminister vorstellig, um dessen Ernennung zu verhindern. Er beschuldigte Beyers Ehefrau, eine „leichte Person“ gewesen zu sein und schon vor der Ehe mit Beyer ein Kind gehabt zu haben. Mit einer solchen Frau könne er keinen gesellschaftlichen Umgang pflegen. Der verantwortliche Beamte im Innenministerium, Ministerialrat Schmidt, als Vortragender Rat leitete er die Kommunalabteilung, beauftragte seinen Mitarbeiter Bernhard von Hammerstein-Loxten, diskrete Erkundigungen über Beyers Vorleben und Umgang einzuholen. Dies setzte einen *privaten* Briefwechsel mit anderen Beamten in Gang, der wohl zur Absicherung der amtlichen Akte beigelegt wurde und damit erhalten blieb. Es wurde festgestellt, daß Beyers Ehefrau früher Schauspielerin in der Kaiserschen Truppe in Wismar war, allerdings nur in Nebenrollen tätig, und äußerlich nicht bestechend gewesen sei. Das Ehepaar Beyer führe in Sülze ein standesgemäßes Familienleben mit entsprechendem Umgang.

Hammerstein muß mit Beyer gut bekannt gewesen sein, denn beide duzten sich. Er teilte diesem die Vorwürfe mit, ohne die Quelle zu nennen. Beyer gestand Hammerstein, er habe früher Beziehungen

GERDA RIEDL

„Die Waffen des Lichts“.
 Reflexe zeitgenössischen Religionsdiskurses
 bei Johann Heinrich Voss

**Johann Heinrich Voß im Schnittpunkt
 des zeitgenössischen Religionsdiskurses**

Wiewohl Johann Heinrich Voß zeitlebens nicht müde wurde, seinen Glauben an ein ‚höchstgutes Wesen‘ zu beteuern,¹ war in den Reihen seiner nicht eben wenigen Gegner Vossens Rechtgläubigkeit ebenso umstritten wie seine Gläubigkeit überhaupt. Philipp Konrad Marheineke (1780-1846) etwa brachte noch 1827 Vossens ‚ländliches Gedicht‘ *Luise* auf aggressiv-ironische Weise mit (vermeintlich) widergöttlichem Rationalismus in Verbindung: „Ein Organ dieser unchristlichen Lehre (nämlich, daß man in jeder Kirche selig werden könne, die nach der rationalistischen, begrifflösen Weisheit unserer Tage die völlige Unbestimmtheit und Wahrheitslosigkeit, ja die Religionslosigkeit selber ist) fand die Platttheit des Tages an Voß, der in seiner Luise nach mancherlei Verhandlungen in dem Vorsaal des Himmels zuletzt das Lied anstimmen läßt: Wir glauben All’ an einen Gott, (...). In diesem Sinne gebraucht, stände das Lied nur dem anderen nach: Der Jude, Christ und Hotentot, Die glauben All’ an einen Gott.“² Weniger aggressiv, doch angesichts persönlicher Verbindungen ungleich verletzter, formuliert Achim von Arnim in einer Replik auf Vossens Wunderhorn-Kritik denselben Atheismus-Verdacht: „Über Ihre Parodien ehrwürdiger Kirchengesänge, wie damals jenes katholischen *dies irae, dies illa*, und jetzt des protestantischen ‚Herr ich will ja gerne bleiben‘ ließe sich wohl ein ernsthaftes Wort sagen, meinetwegen mögen Sie die Ehre der Mitlebenden nicht achten, aber scheuen Sie sich wenigstens, alte Lieder, die durch einen heiligen Gebrauch (selbst wenn sie nicht nach Ihrem Geschmacke sind) tausend Unglücklichen in einer bedrängten Zeit Trost und Kraft verleihen, durch witzlose Parodien zu schänden, (...); denken Sie doch, daß keines Ihrer Lieder je einen Menschen so erbaut hat,

wie die verspotteten Tausende.“³ Entsprechende Beispiele ließen sich bequem vermehren.

Tatsächlich befließigte sich Johann Heinrich Voß einer derart exzessiven Kritik an allen Formen religiöser Praxis jenseits der Grenzen aufgeklärt-,neologischer‘ Vernunftreligion, daß bei vermeintlich eindeutiger Quellenlage eine systematisierende Untersuchung über das Verhältnis Vossens zum zeitgenössischen Religionsdiskurs bislang beinahe gänzlich unterblieb. Selbst die positivistisch-gründliche Biographie Wilhelm Herbsts begnügt sich mit einigen — mißbilligenden — Worten an gegebener Stelle;⁴ Hartmut Fröschles Untersuchung über den Spätaufklärer Johann Heinrich Voß als Kritiker der deutschen Romantik verfährt kaum anders.⁵ Lediglich eine Abhandlung Karl Aners aus dem Jahre 1927 bemüht sich unter Hinweis auf die vossische Unterscheidung zwischen privater Religionsübung (aus freiem Willen) und kirchlicher Normierung (aus machtsüchtigem Zwang) um eine ‚christliche Ehrenrettung‘ des Gescholtenen.⁶

Demgegenüber erbringt die diskursive Analyse religiöser Strömungen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts überraschende Einblicke in die Divergenz theoretischer Äußerungen Johann Heinrich Vossens in seinen publizistischen Streitschriften und deren impliziter Konterkarierung innerhalb des poetischen Werkes: Gilt Johann Heinrich Voß dort die falsche Religiosität schwärmerischer oder hierarchischer Provenienz gleich welcher Konfession als steter Stein des Anstoßes, so entwickelt er hier eine ‚Tatfrömmigkeit‘ und (gelegentlich emphatische) ‚Naturverehrung‘ aus dem Geiste autonomer Glaubenseinsicht, die sich von der — verpönten — Innerlichkeit eines lutherischen Pietismus oder katholischen Mystizismus namentlich durch ihre Außenschau unterscheidet. Zugleich erweist sich darüber die unauflöbliche Verknüpfung des Religions- mit Vossens Poesie- und Weltverständnis: Selbst den Lehrgebäuden aller Glaubenssysteme gegenüber mehr als skeptisch, verteidigt er die Leistungen der (obskurantismus-) kritischen Vernunft des eigenen Ich unbeirrt und beinahe gläubig.

KLAUS LANGENFELD

Reflexe der Französischen Revolution in den Gedichten von Johann Heinrich Voß

A. Die Forschungssituation

1. Das traditionelle Voß-Bild

Der Wert wissenschaftlicher Darstellungen politischer Sachverhalte wird oft dadurch beeinträchtigt, daß die persönliche Gesinnung des Autors einfließt oder daß sie sogar von vornherein die Richtung angibt. Wo die Einstellung von Johann Heinrich Voß zur Französischen Revolution untersucht wurde, ist der Grundsatz, *sine ira et studio* zu forschen, offenbar in besonderem Maße außer Acht geblieben, wie die extrem divergierenden Auffassungen erkennen lassen.

Das traditionelle Voß-Bild, wie es die meisten Lexika und literaturgeschichtlichen Gesamtdarstellungen¹ spiegeln, ist das eines pedantischen Spätaufklärers, der gemütvoll, aber doch auch ohne rechten poetischen Schwung, das Alltagsleben der Landbevölkerung und des gebildeten Kleinbürgertums beschreibt. Dieses Bild zeigt Voß so, wie das 19. Jahrhundert ihn verstand bzw. verstehen wollte. Es geht im wesentlichen auf Goethes wohlwollende Rezension, auf die abwertend-spöttischen Bemerkungen der Romantiker, vor allem aber auf die große Voß-Biographie von Wilhelm Herbst zurück.²

2. Das Voß-Bild der marxistisch orientierten Literaturwissenschaft

Die historischen Entwicklungen brachten es mit sich, daß um die Mitte des 20. Jahrhunderts auch die marxistische Sichtweise in die deutsche Literaturwissenschaft Einzug hielt. In der DDR wurde Johann Heinrich Voß als aufrechter Demokrat apostrophiert³, zum mutigen Anwalt der Plebejer erklärt⁴, als aufrechter Kämpfer für gesellschaftlichen und geistigen Fortschritt eingestuft⁵, und es wurde

sein unbeirrbarer Kampf gegen den zweifachen Despotismus seiner Zeit, gegen Adel und Klerus, hervorgehoben⁶.

Ist da überhaupt von demselben Mann die Rede, der in den gängigen Handbüchern westdeutscher Verlage als behaglicher Schilderer ländlicher und kleinbürgerlicher Alltagsszenen dargestellt wird?

Es wird kein anderer Dichter beschrieben; aber man entdeckte in der DDR eine Komponente im Werk des Dichters wieder, die hundertfünfzig Jahre lang unterdrückt war: die sozialkritische⁷. Besonders verdient um Voß machte sich Hedwig Voegt mit ihrer Untersuchung über die deutsche jakobinische Literatur und Publizistik⁸ und der Edition „Voss. Werke in einem Band“⁹. Ihre Verdienste können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie mitunter die wissenschaftliche Genauigkeit ihren ideologischen Vorgaben opferte, z.B. bei der zeitlichen Einordnung dessen, was sie Voß' „Revolutionsgedichte“ oder „Revolutionsdichtungen“¹⁰ nennt: „Fast genau läßt sich der Einschnitt erkennen, der ein Abklingen seiner Lieder anzeigt, die er für den Almanach schrieb. Gedichte, die auf das weltpolitische Geschehen, die Französische Revolution, Bezug hatten, lösten sie ab. Dieser Einschnitt ist das Jahr 1789, das ‚Jahr der Gnade‘, in dem das Volk von Paris die Bastille erstürmte, das Sinnbild des Despotismus in ganz Europa.“¹¹ Und: „Gleich in den ersten Jahren nach der Französischen Revolution trat Voß aus seiner Isolierung heraus und stimmte in die Lieder der Begeisterung mit ein, die von den deutschen Dichtern den Idealen der Gleichheit, der Freiheit und der Brüderlichkeit gewidmet wurden. Klopstock schrieb seine Revolutionsoden. Die Revolutionsbegeisterung in Deutschland ergriff auch die alte Stadtrepublik Hamburg. Das Freiheitsfest, das die Hamburger Bürger am 14. Juli 1790 feierten, ist in die Geschichte eingegangen.“¹² Die Formulierungen erwecken den Eindruck, Voß habe bereits in den Jahren 1789 und 1790 „Revolutionsgedichte“ verfaßt. Tatsächlich ist jedoch vor 1792 kein Gedicht von Voß nachweisbar, das Bezug zur Revolution hätte; auch die im zweiten Zitat suggerierte inhaltliche Nähe zu den Revolutionsoden Klopstocks und ähnlichen Gedichten anderer Autoren ist nicht gegeben. So

ADRIAN HUMMEL

Das Andere der Vernunft.
Gestalten des Irrationalen im Werk von J.H. Voss

Die Voß-Forschung und das ‚Irrationale‘

Unbeschadet aller sonstigen Divergenzen stimmen heutige Forschungen und zeitgenössische Urteile hinsichtlich ihres Voß-Bildes in einem Punkte überein: Johann Heinrich Voß, ‚der Vater‘, muß den rationalistisch gesinnten Kreisen der (Spät-) Aufklärung des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts zugerechnet werden. Schon Achim von Arnim und Friedrich Creuzer bringen diese ubiquitäre Überzeugung im Zusammenhang mit der ‚Wunderhorn‘-Kontroverse auf den natürlich negativ gemeinten Begriff des vossischen ‚Plattismus‘ und der ‚beschränkten Hausmoral‘.¹ Wolfgang Menzel wiederum diskreditiert in seiner Literaturgeschichte von 1828 den Rationalismus des Autors als ‚steifleinerner Uniformierung‘ und zitiert zum Beweis einen Vers aus Vossens Homer-Übersetzung: „Hurtig mit Donnerepöller entrollte der tückische Marmor“.² Dem antwortete mit Heinrich Heine einer der entschiedensten Verteidiger Vossens: Ihm gilt Johann Heinrich Voß gerade seines unerschütterlich aufgeklärt-aufklärenden Rationalismus wegen als Konkursverursacher der Romantischen Schule.³ Und selbst Johann Wolfgang Goethe begreift den Autor von dieser Seite her, wenn er Vossens rationalistische Denk- und Dichtweise auf liebenswürdig-ironische Art mit den klimatischen Verhältnissen seiner mecklenburgisch-eutinischen Heimat in Beziehung setzt: „In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Daseyns freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.“⁴ Die ältere Forschung ist diesen Urteilen — positiv oder negativ wertend — vor allem unter Hinweis auf Vossens Stolberg-Schelte und die Heidelberger Auseinandersetzungen gefolgt.⁵ Neuere Arbeiten dagegen rücken zwar Vossens Verhältnis zu romantischen Kreisen in ein angemesseneres Licht,⁶ die angebliche Vernetzung mit einem

(spät-) aufklärerischen Rationalismus dagegen blieb bislang unbefragt.

Um nicht mißverstanden zu werden: Die folgenden Ausführungen gelten nicht der Unterminierung dieser literaturgeschichtlichen Zuordnung; sie gelten ihrer Präzisierung. Johann Heinrich Voß hat sich in poetischen wie publizistischen Schriften zeitlebens zu einer aufklärerisch-rationalistischen Haltung bekannt; noch 1824 betont er in bezug auf den ersten Band seiner ‚Antisymbolik‘: „Die Antisymbolik also kämpft für freie Vernunft, für Sittlichkeit, für Rechte der Fürsten und der Völker, für Wissenschaft und unverdorbenes Christenthum. Sie kämpft gegen schädliche Wahnschriften mit Schriftbeweis.“⁷ Und dennoch: Das publizistische und poetische Gesamtwerk Vossens enthält genug der irrationalen Elemente. Satirische Gedichte finden sich dort als wie auch immer gemeinte Hommage an Weingeist und Eheteufel (*Der bezauberte Teufel, Lied eines Bleydeckers* u.a.),⁸ sozialkritische Szenarien voll beklemmender Beschwörungen des magischen Volksglaubens seiner norddeutschemecklenburgischen Heimat an die ‚wilde Jagd‘ der Rauhächte (*Die Pferdeknechte; De Geldhapers, Der Wehrwolf* u.a.),⁹ spöttisch-beschwingte Grußadressen an bieder-moralisierende Kreise der lutherischen Orthodoxie (*Devise an einen Poeten, An Luther, Der Dorfpaffe* u.a.)¹⁰ und grobianisch-pamphletartige Attacken auf dolchzuckende Jesuiten oder neumystische Römlinge (*Wunderhorn- und Stolberg-Streitschriften; Antisymbolik* u.a.)¹¹, — schon den Zeitgenossen eine wuchernde Verschwörungstheorie bar jeder vernünftigen Grundlage.

Tatsächlich weicht Johann Heinrich Voß — dies die These — im Namen seiner schriftstellerischen Existenz nicht selten und immer eigenwillig vom rekonstruierbaren Paradigma eines ‚aufgeklärten Rationalismus‘ des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts ab. Seinen Texten liegt nicht wie jenem der Glaube an die unendliche, höchstens kurzfristig unterbrechbare Perfektibilität des Menschen, mithin die übergangslose Scheidung zwischen dem Licht der Vernunft und dem Dunkel der Gegenaufklärung, zugrunde. Johann Heinrich Voß weiß vielmehr um die latente und permanente Gefährdung aufgeklärt-aufklärerischer Weltordnung und sucht dieser mit Hilfe seiner literarischen wie publizistischen Tätigkeit entge-

AXEL LUBINSKI

Johann Heinrich Voß und „Die Leibeigenen“ —
 Perspektiven auf die ländliche Gesellschaft Mecklenburgs
 in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Auch für den Historiker stellt Johann Heinrich Voß in vieler Hinsicht eine Herausforderung dar.¹ Er hat die Texte des Literaten Voß in dem Bewußtsein zu lesen, daß das geschichtswissenschaftliche Repertoire zu kritischer Quellenanalyse nicht von vornherein geeignet ist, um in die Diskussion um Intentionen und Formen, Bedeutungen und Wirkungen eines literarischen Werkes einzugreifen. Andererseits fühlt sich gerade der Historiker durch Voß gefordert, da bestimmte Texte des Dichters den Bereich des rein Fiktionalen verlassen und deutlich mit zeitgenössischer Realität argumentieren. Auch im Äußeren dieser Texte wird so eine Position zwischen formstrenger Lyrik und polemischer Publizistik deutlich. Voß hat einige seiner Idyllen im Laufe seines Schaffens zunehmend mit einem Apparat von Anmerkungen versehen, in denen er Erfahrungen und Einstellungen der lyrischen Subjekte belegt und konkretisiert. Diese Textform in ihrer Gesamtheit, die mitunter durchaus unkritisch als authentische Reflexion historischer Wirklichkeit gelesen worden ist, spricht den Historiker in besonderer Weise an.

Die hier angestrebte Verbindung von literatur- und geschichtswissenschaftlichen Fragestellungen kann freilich keine Bewertung der literarischen Texte, womöglich gemessen am Anteil „historischer Wahrheit“, zum Ziel haben. Aber aus beiden Perspektiven ergibt sich das Bedürfnis, den Ort der „Dichterwerkstatt“ des Johann Heinrich Voß und ihre Verbindungen zur Gesellschaft seiner Zeit, hier insbesondere zur ländlichen Gesellschaft Mecklenburgs, näher kennenzulernen.²

I. „Die Leibeigenen“

Die große Konkretheit, mit der Voß in seinen Leibeigenen-Idyllen das Leben in einer ländlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts dar-

stellte, und die zugespitzte Schilderung ihrer Widersprüche insbesondere in der ersten dieser Idyllen sicherten dem Dichter einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte neben den Autoren des „Sturm und Drang“. In seiner gegenüber Ernst Theodor Johann Brückner geäußerten Hoffnung, mit seinen Idyllen „etwas zur Befreiung der armen Leibeigenen beigetragen“ zu haben³, wird die über die literarische Gestaltung ländlichen Lebens hinausreichende Intention Vossens belegt, der sich gerade im Leibeigenen-Zyklus als Verfechter der Bauernbefreiung zeigte.

Im folgenden möchte ich von seiner wohl bekanntesten sozialkritischen Idylle ausgehen. Es handelt sich um die erste Idylle im Leibeigenen-Zyklus, ursprünglich unter dem Titel „Die Pferdeknechte“ (1775/1776) veröffentlicht.⁴ Gegenstand der Darstellung im Zyklus insgesamt sind Realität und utopisches Ideal im Leben leibeigener Dorfbewohner. In dieser ersten 1774 — also in seiner Göttinger Zeit — entstandenen Idylle sind die Bezüge zur mecklenburgischen Heimat Vossens am deutlichsten. Am Abend vor dem Pfingstfest begegnen uns Michel und Hans, zwei Pferdehirten⁵, die am Ende eines Arbeitstages, der Mond ist bereits aufgegangen, in der Natur lagern. Hans will einen Gesang anstimmen, das aber widerspricht den Gefühlen Michels, die aus ihm herausbrechen, und so kommt es zum Gespräch zwischen beiden. Anmut und Frieden der Natur, von beiden empfunden und beschrieben, stehen im scharfen Kontrast zu den Nöten Michels, der vor seiner geplanten Hochzeit mit dem Mädchen Lenore vom Gutsherrn seine Freilassung aus der Leibeigenschaft erkaufen wollte, um als freier Mensch eine Familie zu gründen. Der Gutsherr aber nahm zwar die mühsam zusammengetragene Loskaufsumme entgegen, willigte auch in die Hochzeit ein, verweigerte aber die Freilassung Michels und behielt die Summe als Entschädigung für angeblich verübte Diebstähle und Verfehlungen. Auf dieses Unrecht hin rät Hans seinem Gegenüber, den Gutsherrn vor dem landesherrlichen Gericht in Schwerin zu verklagen. Dem skeptischen Michel, der auf die Macht des mecklenburgischen Adels verweist, hält Hans den Glauben an Gerechtigkeit, die auch innerhalb des Adels empfunden werde, und an dessen *Vernunft* entgegen, aber erfolglos. Dennoch wird Michel nicht zum Selbsthelfer. Nach seinem Gedanken, dem Gutsherrn „einen rötlichen Hahn

HANS-PETER ECKER

Idyllik der Emanzipation und sanfte Katharsis.

Zum Zusammenspiel von Genrekodes und
sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen
in den Idyllen des Johann Heinrich Voß

I

Wir gebrauchen Sammelbegriffe im allgemeinen deshalb, weil sie unsere Lebenspraxis erleichtern. Wenn wir Dinge bestimmten Gattungen zuordnen können, sind sie uns nicht mehr gänzlich fremd; ohne die individuellen Eigenarten eines Objekts zu kennen, glauben wir in einem solchen Falle doch zu wissen, wie wir uns ihm nähern können und wie damit umzugehen ist. Ich glaube, daß es in dieser Hinsicht zwischen wissenschaftlichen Sammelbegriffen, z.B. literarischen Genres, und solchen für Gebrauchsgegenstände des alltäglichen Lebens keinen besonderen Unterschied gibt. Die Brauchbarkeit eines Sammelbegriffs hängt in beiden Fällen davon ab, wie gut er uns über individuelle Objekte vororientieren kann, wobei freilich zwei Teilqualitäten zu unterscheiden sind, zwischen denen ein gewisses Widerspruchsverhältnis besteht: Reichweite und Informationsgehalt. Ein Sammelbegriff ist um so nützlicher, je mehr individuelle Objekte er beschreibt und je vollständiger er uns zugleich über sie informiert. Daß beide Ziele *gemeinsam* immer nur partiell zu erreichen sind, wird deutlich, sobald man sich die Extremfälle vorstellt: Die vollständige Beschreibung eines individuellen Objektes (etwa eines bestimmten Textes) würde mit diesem selbst zusammenfallen und ist in seinem Eigennamen repräsentiert; deren Reichweite wäre aber auch die denkbar geringste: sie würde nur dieses eine Objekt umfassen. Umgekehrt muß jeder Zuwachs der Teilqualität Reichweite mit einer Reduktion des Informationsgehaltes bezahlt werden; das andere Extrem wäre deshalb eine informationsleere Sammelbezeichnung für die Klasse aller denkbaren Objekte.

Das menschliche Orientierungsbedürfnis hat für dieses Dilemma eine Lösungsstrategie entwickelt, die auf flexible Systeme hierarchisch gegliederter Sammelbegriffe setzt — Werkzeug-Hammer-Schmiedehammer; Lebewesen-Tier-Kriechtier-Schlange-Giftschlange-Kobra; Text-Literatur-Erzählung-Fabel —, wobei es in der Praxis offensichtlich bequem ist, besonders prägnante Informationspakete (gewisse Bündel semantischer Merkmale) mit speziellen Namen zu belegen. Die Vorteile des Verfahrens sind offensichtlich und müssen hier nicht erläutert werden. Literaturwissenschaftliche Gattungsforschung beschäftigt sich mit den — durch Praxis *und* Reflexion — historisch überlieferten Sammelbegriffen für Textsorten, dergestalt, daß sie deren (geschichtlich instabilen!) Informationsgehalt und jeweilige Reichweite aufklärt, der Textinterpretation das Informationspotential historischer Genrekodes verfügbar macht, genetische und systematische Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen Texten eines Genres, aber auch zwischen verschiedenen Gattungstraditionen erforscht und die Brauchbarkeit der überlieferten Ordnungsbegriffe für Belange wissenschaftlicher Literaturbeschreibung überprüft, notfalls korrigiert und durch konstruierte Kategorien ergänzt.¹

Die Voßsche Idyllenproduktion stellt im Rahmen eines solchen Arbeitskataloges für die Idyllentheorie eine mehrfache Herausforderung dar, die nachfolgend auf einige Grundfragen reduziert wird:

1. Erfasst ein allgemeiner, aber nicht informationsleer konzipierter Gattungsbegriff der Idylle noch die von Voß als „Idyllen“ bezeichneten Texte?
2. In welchem Verhältnis stehen idyllischer Gattungskode und spezielle, z.B. aufklärerisch-emanzipatorische Diskurse, welche die „Idyllen“ J.H. Vossens aufnehmen?
3. Können von einer Analyse der Voßschen Texte Impulse für die wissenschaftliche Beschreibung des Gattungskodes gewonnen werden?

HEIDI RITTER

Resonanz und Popularität der *Luise* im 19. Jahrhundert

Johann Heinrich Voß hat bekanntlich — in der Nachfolge Homers — den Gestalten seiner Idyllen kräftig charakterisierende, immerwiederkehrende Epitheta gegeben und ist im Verlauf der Wirkungsgeschichte seines Werkes selbst mit einem Epitheton belegt worden: Als der „Dichter der *Luise*“ wurde er von den Zeitgenossen und im Verlauf des 19. Jahrhunderts bei fast jeder Erwähnung seines Wirkens genannt. Ein Indiz für eine offensichtlich große Popularität, die er mit dieser Idylle erlangt hatte. Über gut 100 Jahre war der *Luise* eine lebendige Resonanz bei einem breiteren Publikum beschieden. Im 20. Jahrhundert allerdings schwand sein Interesse an Vossens bürgerlichen Idyllen (neben *Luise* auch *Der siebzigste Geburtstag*) schnell immer mehr dahin.

Die jüngere Literaturwissenschaft, vor allem in den 60er/70er Jahren, stand dem aus drei einzelnen Idyllen bestehenden Gedicht stets eher verlegen oder kritisch gegenüber (Helmut J. Schneider)¹. Statt dessen schenkte sie den frühen sozialkritischen Leibeigenenidyllen vermehrte Aufmerksamkeit. Erst in den allerletzten Jahren haben Literaturwissenschaftler sich wieder unverstellter auch der *Luise* genähert, indem sie genau ihre Entstehungszeit beleuchteten, der Anteilnahme Vossens am politischen Geschehen in den neunziger Jahren, seinem Verhältnis zur Revolution in Frankreich, nachfragten, und dabei andere für die Revolution parteinehmende Texte aus jenen Jahren entdeckten, was die *Luise*-Idylle in einem anderen Licht erscheinen ließ. Um ein gewisses „Unbehagen“, das die Familienidylle beim heutigen Leser auslöst, zwar wissend, hat sich vor diesem genau ausgeleuchteten historischen Hintergrund Ernst Theodor Voß 1993 in der Lage gesehen, den Text so zu lesen, daß er „untrüglich erlöst“ wird „vom Fluch des beengenden Idyllen-Muffs, wie ihn das 19. Jahrhundert im Mißverstehen [...] positiv oder negativ zu spüren meinte“². Für den Interpreten Ernst Theodor Voß steht das Bild der Familie, das der Dichter Voß vor 200 Jahren in der „*Luise*“ entworfen hat, für einen „utopischen, die Realitäten überbietenden Vorauswurf“, „eine Insel-Situation innerhalb der Gesell-

schaft, an die Voß die Hoffnung knüpft, daß sich aus ihr die ganze Gesellschaft ins Richtige finden würde.“³ Die Verbindung von Idylle und Revolution hat auch Klaus Garber in einem Aufsatz aus dem gleichen Jahr betont: „Die Bilder befreiten Lebens auf dem Lande bzw. im Pfarrhaus wie in der „Luise“ sollen immer auf den vorgängigen politischen Rahmen verweisen, auf den weisen Entschluß zu aufgeklärter Herrschaft, d.h. Einräumung der Freiheitsrechte.“⁴

Doch dieses neue Interesse an *Luise* ist auf die Literaturwissenschaft beschränkt, einem breiteren Publikum ist der Text nicht mehr zurückzugewinnen.

Die Popularität des Gedichtes im 19. Jahrhundert ist meist pauschal abfällig eingeschätzt worden: Die von Voß gestaltete Pfarrhausidyllik sei für den nach 1815 in Beschränkung und Begrenzung sich fügenden deutschen Bürger zu einem Stück Erbauungsliteratur geworden, in dem er sich idealisiert wiedererkennen wollte und konnte. Die in *Luise* gestaltete Welt sei im Sinne der von Jean Paul bereits 1812 gegebenen affirmativen Definition der Idylle gelesen worden: als „epische Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung“⁵.

Die Rekonstruktion einer Rezeptionsgeschichte stößt immer wieder auf besondere Schwierigkeiten, ist sie doch auf überlieferte Belege angewiesen. Vor allem, wenn die Popularität oder der Erfolg eines Textes der Vergangenheit „gemessen“ und beurteilt werden soll, müssen angemessene Belege gefunden werden. Diese liegen jedoch nicht immer in befriedigendem Ausmaß vor, oft sind sie lückenhaft. Eine Möglichkeit, die populäre Rezeptionsgeschichte zu verfolgen, ist die Analyse der verschiedenen Buchausgaben mit den ihnen häufig beigegebenen zeitgenössischen Buchillustrationen, denn in die Ausstattung eines Buches ist sozusagen der Adressat mit eingeschrieben, und es kann daraus in gewisser Weise auf die Lesart des Textes durch das Publikum geschlossen werden. Das Folgende ist deshalb der Versuch, anhand von *Luise*-Ausgaben und ihren Illustrationen im 19. Jahrhundert Aspekte der populären Rezeptionsgeschichte zu beleuchten.

Vorweg ist es jedoch notwendig, einen Blick auf die Resonanz zu richten, die die *Luise* bald nach ihrem Erscheinen in den wichtigen ästhetischen Diskursen um 1800 gefunden hat.

THOMAS NEUMANN

„Nein, Voß ist gewiß kein großer Dichter ...“
 — Zur Voß-Rezeption in der deutschen
 Literaturgeschichtsschreibung zwischen 1900 und 1945

„Märkisches Idyll“ ließ 'was im Voß-
 oder gar im Schmidt von Werneuchen-
 stil erwarten und hätte blos Verwir-
 rung gestiftet!¹

Fontane

Zwischen Jahrhundertwende und den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts sollen drei Rezeptionslinien des Werkes von Johann Heinrich Voß in der Literaturgeschichtsschreibung untersucht werden. Thematisiert werden eine mit einem ausgeprägt literaturpädagogischem Impetus versehene völkisch-nationale, eine dem katholischen Kulturkreis nahestehende und eine der sogenannten nationalsozialistischen Literaturgeschichtsschreibung zuzurechnende Auseinandersetzung mit Johann Heinrich Voß.

In dem untersuchten Zeitabschnitt markiert das Jahr 1900 einen Einschnitt der Radikalisierung in der Literaturgeschichtsschreibung von Adolf Bartels, den es in der Geschichte der Literaturgeschichtsschreibung bisher noch nicht gegeben hatte. Ein literarhistorisches System wird vorgestellt, das mit der „Tradition“ bricht und gleichzeitig eine „neue“ Tradition zu begründen versucht und ein neues literaturpädagogisches und literaturhistorisches Paradigma konstituiert.

Adolf Bartels (Abb. 1) ist der Autor der „*Geschichte der deutschen Litteratur*“ (1901/2). 1862 in Wesselburen geboren und seit 1896 in Weimar ansässig, nach seinem Scheitern als Dramatiker, Romanschriftsteller und Redakteur versuchte er sich als Literaturwissenschaftler und Literaturhistoriker.

Mit seiner Literaturgeschichte über die „*Deutsche Dichtung der Gegenwart*“ (1897) und mit zwei Monographien über Jeremias Gotthelf (1897) und Gerhart Hauptmann (1897) sondierte er ein Terrain, auf dem er sich in den nächsten Jahrzehnten behauptete.

Seine wirkungsgeschichtlich weitreichendste Veröffentlichung war die *„Geschichte der deutschen Litteratur“*, die 1901 und 1902 bei Eduard Avenarius in Leipzig erschienen war.

I

Über den gravierenden Unterschied zu vergleichbaren literarhistorischen Werken, die um das Jahr 1900 herum erschienen waren, wurde der Leser von Bartels' Literaturgeschichte nicht lange im unklaren gelassen. Wohl war die literarhistoriographische Darstellung ähnlich strukturiert wie vergleichbare Werke — etwa Alfred Bieses *„Deutsche Literaturgeschichte“*, — 1907 bis 1911 in drei Bänden erschienen — oder Richard Moritz Meyers *„Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhundert“* aus dem Jahr 1900 und auch der literarische Kanon war vergleichbar, aber die weltanschauliche Folie, vor der Literatur betrachtet und analysiert wurde, unterschied sich maßgeblich.

Bartels formulierte im Vorwort der *„Geschichte der deutschen Litteratur“* diese neue „Qualität“ eindeutig:

„Über die entschieden-nationale Haltung dieses Werkes endlich brauche ich hoffentlich kein Wort zu verlieren. Eben weil ich vom Standpunkt der Gegenwart schrieb, mußte ich jede Gelegenheit benutzen, den Stolz auf unser deutsches Volkstum zu stärken und das nationale Gewissen zu schärfen — ist doch vielleicht die Zeit nahe, wo deutsche Natur und Kultur die letzte und schwerste Probe zu bestehen haben wird.“²

Die Betonung des „Nationalen“ durch den Literaturhistoriker war dabei nicht weiter verwunderlich. Einerseits war seit dem 19. Jahrhundert die nationale Legitimation der Germanistik und der Literaturgeschichtsschreibung fast zu einem Topos geworden und avancierte nach der Reichsgründung 1870/71 zu einem gesellschaftlich-politisch-kulturell wichtigen Bestandteil eines nationalen Identitätskonzepts des Deutschen Reiches. Andererseits aber griff Bartels in seinem nationalen literaturpädagogischen Konzept, das sich erheblich von den wilhelminischen und nationalstaatlichen Nationalismuskonzepten unterschied, auf einen zum nationalliberalen und bürgerlichen Staate — bzw. zum wilhelminischen und preußischen Staate — antipodischen Nationalismus zurück, der in der Fachwis-

HANS-VOLKER FELDMANN

Neue Erkenntnisse zum Vossischen „Marschenfieber“
im Land Hadeln

Im Spätherbst des Jahres 1997, 215 Jahre nachdem Johann Heinrich Voß mit seiner Familie Otterndorf und die Elbmarschen verlassen hatte, vor dem Marschenfieber fliehend, befaßten sich der Umwelt- und der Gesundheitsausschuß des Cuxhavener Kreistages auf einer gemeinsamen Sitzung aus aktuellem Anlaß wieder mit einem scheinbar alten Thema:

„Marschenfieber — Bericht über mögliche Malaria-Risiken in den Marschgebieten“ hieß der Tagesordnungspunkt, der die Gemüter erhitze und zugleich beruhigen sollte. Ausgelöst worden war die ganze Aktion durch einen Landarzt aus der Wesermarsch und eine Landwirtin, die gegen eine weitere Vernässung von Ländereien in der Osterstader Marsch angingen. Im eigenen Kuhstall fand die Landwirtin im Sommer 1997 tatsächlich Mücken der Gattung „Anopheles atroparvus“ ein.¹

Am 4. März 1782 schrieb Johann Heinrich Voß an Johann Abraham Peter Schulz:

„Wie können Sie mir zutrauen, mein lieber Schulze, daß ich über, ich weiß selbst nicht worüber, hätte empfindlich sein mögen. So leicht wird man mich nicht los, wenn man mich einmal so freundlich aufgenommen hat. Sonderbar muß es Ihnen, wie mehreren meiner Freunde vorgekommen sein, daß ich selbst, da ich als Geschäftsmann hätte schreiben sollen, so lange nach der Herausgabe der Odüsee geschwiegen habe. Die Ursache ist ein böses Quartanfieber, das mich nebst meiner Mutter und Frau den ganzen Winter geplagt hat. Von dem 2ten Anstoß bin ich nun drei bis vier Wochen frei, aber noch so träge und unlustig, daß ich, wenn der Frühling nicht bald bessere Luft bringt, trotz der schönen hamburgischen China, die ich noch täglich genieße, einen neuen Besuch des Ungeheuers befürchten muß. Meine Mutter hat es wirklich zum drittenmal. Das ist der unangenehmste Umstand bei dieser Stelle, die sonst so viele Vorzüge hat, daß ich die beiden herrlichen Elemente, Luft und Wasser so verfälscht empfangen.“

Und doch hat man mir unter so vielen Stellen noch keine angeboten, die ich ohne Schaden hätte annehmen können. Noch in dieser letzten Zeit ward mir das Rectorat in Eutin und das Conrektorat in Ihrer Vaterstadt Lüneburg angetragen: Jenes von Graf Stolberg und dieses von Dr. Janßen, der mir im Namen des Bürgermeisters

noch den Character eines Rectors dabei versichert. Aber beide Anträge, so viel reizendes sie und besonders der erste, von vielen Seiten hatten, so wenig enthielten sie gleichwohl für die Hauptbedürfnisse: Auskommen und Freiheit. Es scheint also, daß ich wohl noch fürs erste in meinem Marschwinkel das Froschleben fortsetzen werde.²

Und bei Wilhelm Herbst heißt es: „Schwerer waren die Anfechtungen des Marschfiebers, das im Vorwinter 1781 das ganze Haus ergriff und schließlich Voss zum Abzug aus Otterndorf drängte“³. „Ernestine verfiel ihm zuerst, dann der Reihe nach Voss, seine Mutter und die Kinder. Halb hergestellt richtete der Rector in seinem Hause ein Schulzimmer ein. Gerade in diese Jammerzeit fiel die Aussicht nach dem lieblichen Eutin“⁴. So war Eutin für Johann Heinrich Voß schließlich die Rettung vor dem Marschenfieber, und er verließ Otterndorf trotz seiner dort so hoch geschätzten „ländlichen Freiheit.“ Nachdem lange Zeit klar gewesen zu sein schien, daß es sich bei dem Marschenfieber um eine Art Malaria gehandelt haben müsse, wurde diese Theorie doch immer wieder einmal angezweifelt, zuletzt in Tom Crepons Buch „Odysseus in Haduloha, Johann Heinrich Voß in Otterndorf“:

Vom Fluß und aus den Torfmooren steigen an „drey von vier Tagen“ (Voß) Nebel auf. Die träge dahinfließende — eigentlich stehende — Medem und ihre Nebenarme sind Brutstätten für krankheitserregende Mücken, die das gefürchtete Marschenfieber hervorrufen, das in den Symptomen der Malaria ähnelt“⁵.

So wurden lt. Crepon die Symptome noch 1990 als Typhus diagnostiziert, der durch den Mangel an frischem Trinkwasser verursacht worden sei, aber auch Cholera sei nicht ganz auszuschließen gewesen. Crepon schreibt: „Man nennt die Seuche zu Voß' Zeiten auch das Quartanfieber, weil es in der Regel alle vier Tage auftritt, zu Benommenheit, Krämpfen und Herzstillstand führen kann. Das Marschenfieber kommt, geht ebenso unerwartet und kommt am vierten Tag wieder, über Wochen. Quelle des Übels ist sicher das schlechte Trinkwasser.“

In seinem 1780 in Otterndorf entstandenen Gedicht „An den Wind“⁶ bemängelt Voß die Qualität des Otterndorfer Trinkwassers in jener Zeit, das wegen des Grundwassersalzgehaltes in den Marschgebieten damals ausschließlich durch Fuhrleute (1 Taler pro Faß) aus

HENRY A. SMITH

Ein Leben im Zwiespalt.
Rektor Voß und seine „Nebenbeschäftigung“

Man kennt seine Lebensleistung. Oder hat man etwa das Gesamtbild der schriftstellerischen Produktion des Johann Heinrich Voß doch nicht so klar vor Augen? Dann möchte ich zu Anfang an einige bemerkenswerte Tatsachen erinnern. Der Dichter, Übersetzer und Kritiker Voß hat der Nachwelt folgende Werke hinterlassen:

1. *die eigenen poetischen Werke:*

- *Gedichte*, Bd. 1, 362 S.; Bd. 2, 336 S.
- Die *Luise* in vier verschiedenen Auflagen, je 228 S.
- Die *Idyllen*, 390 S.
- Die Ausgabe der *Sämtlichen Gedichte: Luise plus Idyllen plus* 1438 S.

2. *die gelehrten Abhandlungen und Kommentare:*

- *Über des Virgilischen Landgedichts Ton und Auslegung*, 142 S.
- *Mythologische Briefe*, 636 S.
- *Zeitmessung der deutschen Sprache*, 262 S.

3. *die großen Übersetzungen:*

- Die *Odyssee*, 469 S.
- *Die tausend und eine Nacht*, 2174 S.
- Vergils *Landbau*, 351 S.
- Thaarups *Hymne*, 32 S.
- Die Gesamtausgabe von *Ilias* und *Odyssee*, 1192 S., überarbeitet 1200 S.
- Vergils *Ländliche Gedichte*, 1458 S.
- Die *Verwandlungen* von Ovid, 788 S.
- Horazens Brief an die Pisonen, 71 S.

4. 509 Einzelbeiträge (meist Gedichte) in verschiedenen Periodika

5. *als Herausgeber:*

- 22 Jahrgänge des *Musenalmanach*, sowie
- 2 Auflagen von Höltys Gedichten

Nicht zu vergessen ist die immer noch nicht annähernd erschlossene, sehr umfangreiche *Korrespondenz* mit zahlreichen Briefpartnern.

Man muß in der Tat angesichts dieser stolzen Leistung eine mentale Verbeugung machen in Richtung des Bergfriedhofs in Heidelberg. Aber ein kleiner Umstand, den ich Ihnen bisher vorenthalten habe, läßt das imposante Werkverzeichnis in einem anderen, geradezu sensationellen Licht erscheinen: Die von mir genannten Werke (und bis auf die Briefe habe ich nur die publizierten erwähnt) machen keineswegs Vossens Gesamtwerk aus, sondern es sind nur diejenigen, die zwischen 1778 und 1802 entstanden, also während der 24 Jahre, in denen Voß hauptberuflich als Lehrer gearbeitet hat. Sie sind also Produkte einer *Nebenbeschäftigung*, ja, wenn man so will, das Werk eines *Freizeitkünstlers*, der die Stunden der Muße seinem geliebten Neigungsfach gewidmet hat. Läßt man diese Erkenntnis einen Augenblick auf sich wirken, so regt sich bald innerer Widerstand, wenn nicht Empörung. Johann Heinrich Voß ein *Hobbykünstler*?! Nichts wäre absurder als dieser Vorwurf, keine Bezeichnung ungeeigneter, um dem hohen Ernst, den unerbittlichen Ansprüchen, den erhabenen Zielen dieses Schriftstellers gerecht zu werden. Und doch, die Tatsache bleibt bestehen: In seinen besten Mannesjahren hat Voß ein Doppelleben geführt: *ein* Leben im Klassenzimmer vor einer Handvoll Schuljungen und ein *anderes* Leben am Schreibtisch vor dem gesamten literarischen Publikum Deutschlands. Beide Berufe forderten einen beträchtlichen Aufwand an Zeit und Energie, was unweigerlich zu Spannungen und Konflikten führen mußte, und es ist hochinteressant zu beobachten, wie Voß diesen Zwiespalt erlebt und bewältigt hat.

Sein Biograph Wilhelm Herbst hat das Grundproblem der Jahre in Otterndorf und Eutin treffend charakterisiert: Es wäre, meint er

an sich schon schwer glaublich, wenn ein solcher Mann, bald weitberühmt, von so mannigfachen Geistesinteressen bewegt, in dem Wirken als Lehrer und Leiter von zehn bis vierzehn Knaben und Jünglingen seinen Hauptberuf erkannt hätte. Das persönliche Bild war doch zu groß für den engen Rahmen der gegebenen Verhältnisse. Voß empfand oft tief sein Schulamt ... als ein hartes Joch.¹

SILKE GEHRING

„Wir werden kommen, deinen Garten zu schaun“.
Eine Schulstunde bei Johann Heinrich Voss

In einer „kurzen Nachricht über die jetzigen öffentlichen und Privat-Bildungsanstalten der Stadt Eutin“ aus dem Jahre 1803 heißt es über Johann Heinrich Voss:

„[Voss] eine Lobrede als *Gelehrtem* zu halten, wäre Anmaßung. In dieser Hinsicht hatte Deutschland und das Ausland schon längst über *Voß* entschieden, und wir müßten die Nachwelt, die anders entschiede, bedauern. Aber während man ihn als Dichter, als Philologen, als Geschichtsforscher, als Selbstdenker in jedem Fache, überall gewürdigt hat, wurden seine Verdienste als *Schulmann*, im *Berufsinne* des Wortes, bei weitem nicht so allgemein bekannt, als wir ihn kannten. In allen Gegenden, in allen Berufsarten sind seine Schüler zerstreut; aber es ist Keiner, der nicht sein Andenken segnete; Keiner, der nicht auch über die Art, wie er seine Schüler zum Selbstdenken gewöhnte, (Methodik) und die beim Schulamte hauptsächlich in Betracht kommt, mit Begeisterung spräche; es ist selbst unter denen, die zwar nicht als Schüler der *Schule*, (wenn ich so unterscheiden darf) sondern als Schüler des *Umgangs* von ihm lernten, gewiß keiner, welcher nicht die liebevolle Weisheit, — ihm so eigenthümlich als natürlich, — mit der er Jeden zu sich hinaufzuziehen wußte, noch jezt bewunderte. Gegen 20 Jahre wirkte er hier auf diese Weise im Stillen, ohne daß, meines Wissens, die gegen seine öffentlichen Arbeiten dankbare Mitwelt, dieser eigentlichen *Berufs*-Wirksamkeit Erwähnung gethan hätte. Aber *Voß* verschmähte auch die Künste, mit denen so manchmal weniger gute Schulen zu blenden suchen. Er lebte in seinen Schülern selbst; und der Umgang mit denen, die er gebildet hatte und zu bilden fortfuhr, war ihm in seinem hiesigen spätern Leben Erholung nach der Arbeit. Man konnte von diesem Verhältnisse zwischen Lehrer und Schülern nie ohne freudige Rührung Zeuge seyn.“¹

Soweit diese Beschreibung des Wirkens von *Voß* als „Schulmann“, 14 Monate nach seinem Wegzug aus Eutin², denn *Voß* gab mit 51 Jahren seine Tätigkeit als Lehrer an einer öffentliche Schule auf.

Was, so fragt man sich, hat von dieser Lobeshymne Bestand?

Es erscheint mir daher sinnvoll, zunächst einmal den Ausbildungsweg von Johann Heinrich *Voß* kurz zu skizzieren, um zu überprüfen, inwiefern er einem gängigen Klischee des (Haus-)Lehrers entsprach, der seine Tätigkeit nicht etwa aus Berufung oder Überzeugung, sondern aus Existenznot ausübte.

Seine Karriere als Unterrichtender beginnt früh: 1769 nimmt er, 18-jährig, beim Klosterhauptmann v. Oertzen auf Ankershagen eine Stelle als Hauslehrer an, um dessen drei Kinder³, einen Sohn und zwei Töchter, zu unterrichten, was übrigens nicht immer ohne körperliche Züchtigung ablief⁴. Voß kündigt Ostern 1772 diese Stellung als „Hofmeister“, da er seine Fähigkeiten mißbraucht findet und die Kränkungen, die sich aus seiner niederen gesellschaftlichen Stellung herleiten, nicht mehr ertragen kann.

Als Student der Theologie in Göttingen eingeschrieben, gibt er Ostern 1773 dieses Studienfach auf, obwohl es ihm, wie viele Beispiele zeigen, zu einer in der Regel nur gering bezahlten, aber sicheren Beschäftigung mit Aussicht auf Einkommen verholfen hätte. Aber das Studienfach ist ihm zu dogmatisch:

„[Und] was sind die Theologen für unruhige Leute, wenn einer selbst denken will!“⁵

Bei seinen Neigungen, so schreibt Voß im selben Brief (Juni 1773) an Brückner, „werden mir ... die Sprachen, die Geschichte, die Mathematik und Philosophie ... weit eher zu einem Amt verhelfen.“⁶

Heinrich Christian Boie, der Voß riet, nach Göttingen zu kommen, hatte ihm im März 1772 ohnehin eine ähnliche Perspektive aufgezeigt:

„[...] Wozu treibt Sie Ihre Neigung am meisten? — Haben Sie schon das Griechische getrieben und wie weit sind Sie darin? Ich setze zum voraus, dass Sie sich [...] vorzüglich der alten Litteratur widmen werden. Aber sich ihr ganz zu widmen, müsste man sich der Schule, der höheren oder der niedrigen widmen. Fühlen Sie den Beruf dazu? In unserer Zeit, wo man über die Education so sehr zu denken anfängt, und wo eine allgemeine verbesserte der Nation eine so glänzende Periode weissagt, ist es vorzüglich nöthig, dass Männer von ungemeinen Talenten und einem edlen Herzen sich derselben vorzüglich widmen. Verdienste in dieser Art werden immer weniger unbelohnt bleiben. Man fühlt den Mangel daran.“⁷

In den beiden letzten Sätzen wird ein grundlegendes Problem des 18. Jahrhunderts sichtbar: Die überlebte ständische Organisationsstruktur der Staaten wird zunehmend in Frage gestellt und soll unter anderem durch „Education“, also Indienahme der Pädagogik, Erneuerung erfahren. Daß gerade im Bereich Pädagogik „Männer

RAINER HILSE

Geschichtspflege und Tradition an der verbundenen Haupt- und Realschule „Johann Heinrich Voß“ in Penzlin

Es sind drei Gründe, die mich veranlaßt haben, heute vor Ihnen diesen Vortrag zu halten.

Der erste Grund ist einem Erlebnis geschuldet, welches ein negatives Licht auf unsere Schule werfen könnte. 1993 befragten Besucher der Stadt einige Schüler, als sie den Namen Johann Heinrich Voß am Schulportal lasen, wer Voß denn sei ... Achselzucken! Würde unsere Schule den Namen Einsteins tragen, wäre es zu dieser Episode sicherlich nicht gekommen! Der zweite Grund war die freundliche Bitte von Frau Dr. Rudolph, über unsere verbundene Haupt- und Realschule „Johann-Heinrich-Voß“ zu sprechen. Ich wollte und konnte mich dieser Bitte nicht entziehen. Der dritte Grund ist dienstlicher Art. Als Schulleiter unserer Schule sah ich es als Herausforderung an, über Aktivitäten und Vorhaben in puncto Geschichtspflege zu berichten.

Mein Vortrag ist in drei Abschnitte gegliedert:

1. Ansätze für die Pflege eines Geschichtsbewußtseins unter Einbezug regionalgeschichtlicher Ereignisse und historischer Persönlichkeiten in Penzlin und Umgebung
2. Geschichte und Tradition an Penzliner Schulen bis zum Jahr 1990
3. Geschichtspflege und Tradition an der verbundenen Haupt- und Realschule „Johann Heinrich Voß“ in Penzlin seit 1991. Rückblick und Ausblick

Ich beginne meine Ausführungen mit einem Zitat:

„In Penzlin war es, wo ich zuerst ‚Vater‘ und ‚Mutter‘ lallte und die ersten Eindrücke der Kindheit empfing; ein artiges Städtchen mit alter Mauer, bebuschtem Wall und einer verfallenen Burg; ein weites, sanfthügeliges Stadtgebiet von triebsamstem Grund, Waldungen von Eichen und Buchen, fischreiche Seen und Wiesenbäche zusammenfließend; umher eine Menge adliger Güter, die dort absetzten und

einkauften; eine durch Fleiß und Verkehr wohlhabende und mutige Bürgerschaft von einfachen Sitten...“¹

So beschreibt Johann Heinrich Voß, der von 1751 bis 1766 seine Jugendzeit in Penzlin verbrachte. Seine „Erinnerungen aus dem Jugendleben“ geben uns auch tiefe Einblicke in die Erziehung, in die frühe Schulzeit, in seine erwachende Liebe zur Literatur und in den Enthusiasmus, mit dem er Sprachen erlernte.

In der Klippschule des Lehrers Penn erlernte Voß das ABC. Schon hier trainierte er bewußt sein Gedächtnis an Reimen, langen Festliedern von Luther und Paul Gerhardt! Sein „träumerisches Wesen“ war Ausdruck lebendiger, kindlicher Phantasie und eines wachen Geistes. „Denn von Kindheit auf regte sich in mir eine unersättliche Wissbegierde. Der Oheim, als wir des Abends auf der Bank an der Tür die heimkehrenden Herden betrachteten, hatte mir eben die fallenden Sterne und Lufterscheinungen erklärt; ich wollte mehr wissen und hörte beschämt: Ein Narr könne mehr fragen als zehn Kluge antworten.“ Und weiter heißt es: „Ich betrachtete die mannigfaltigen Arbeiten des kunstreichen Oheims, des Klaviermachers Karsten und alle mir zugänglichen Werkstätten; und wo man nachpfeuschen konnte, da ward keine Schwiele, kein Schnitt in die Hand geachtet.“²

Im achten Lebensjahr besuchte Voß die Schule von Rector Struck. Mit Wut verschlang er alles Lesbare, schwärmte von Robinson Crusoe, der Insel Felsenburg und den Haimonskindern.

Die alte Hausbibel erschloß ihm die „edleren Sprachen des Altertums“. Äsops Fabeln, Julius Cäsar und Cicero bildeten die Anfänge des Lateins, und er drang unter Anleitung des sprachkundigen Rectors bis zu den Übersetzungen aus dem Griechischen vor, dessen „prächtiger Klang der Sprache“ ihn begeisterte. In beharrlicher Selbsttätigkeit vervollkommnete er seine Kenntnisse, die ihm Lob und Anerkennung bei Lehrer und Hauptpastor einbrachten.

Seine literarischen Kenntnisse richtig angewandt, sicherten ihm und seinen Mitschülern das Ballspielen auf der Wiese des Hauptmann Pentz, und so errang er Achtung auch bei seinen Mitschülern.

Nach Absolvieren der Vorakademie für das Neubrandenburger Gymnasium, in das er 1766 eintrat, erweiterte er seine Kenntnisse in Literatur, Latein, Griechisch und Hebräisch.

FRANK BAUDACH

Die Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft e.V.

Daß im Rahmen einer Tagung über *Johann Heinrich Voß und seinen Kulturraum* auch ein Beitrag über die Voß-Gesellschaft seine Berechtigung hat, liegt nicht nur in Voß, sondern auch in dem besonderen Akzent begründet, den die Tagung auf die in Person, Werk und Rezeption Johann Heinrich Vossens wirksamen regionalen Kulturmerkmale und -traditionen legt. Wie die große Mehrheit der übrigen literarischen Gesellschaften ist auch die Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft zwar überregional tätig, in ihrem Ursprung und in einem wichtigen Teil ihrer praktischen Arbeit jedoch regional geprägt. Man mag über literarische Gesellschaften denken wie man will — unbestreitbar dürfte sein, daß gerade in dieser regionalen Verwurzelung eine ihrer entscheidenden Stärken liegt: Gesellschaften, die einem einzelnen Dichter gewidmet sind, entstehen in der Regel an einem Ort, an dem dieser gelebt und gewirkt hat, und sie tragen durch ihre Arbeit dazu bei, das Bewußtsein dieser Verbindung von Leben, Werk und Kulturraum eines Dichters — und damit das Interesse an der regionalen und in der Folge auch der überregionalen Kultur- und Literaturgeschichte — an dem betreffenden Ort bzw. in der betreffenden Region zu wecken und wachzuhalten. Ein regionaler Bezug kann helfen, historische Dichtungen anschaulicher, interessanter und verständlicher zu machen, und er kann dazu beitragen, die Beschäftigung mit der Literatur der betreffenden Epoche insgesamt zu fördern.

Nun liegt es andererseits auch in der Natur der Sache, daß sich das Selbstverständnis einer literarischen Gesellschaft nicht in diesem Regionalbezug und dem mit ihm verbundenen Ziel einer popularisierenden Breitenwirkung erschöpft. Wer sich mit einem einzelnen Dichter, seinem Werk und seinem Umfeld näher beschäftigt, will mehr und Genaueres über seinen Gegenstand erfahren, und er gerät damit unvermeidlich in einen tendenziell überregionalen wissenschaftlichen Diskurs. Jede literarische Gesellschaft, die mehr sein will als ein privater, nach außen sich abschottender Liebhaberzirkel, muß bemüht sein, überregionale Verbindungen zu knüpfen, indem sie alle

an ihrem Gegenstand interessierte und über ihn forschende Personen in ihre Arbeit einzubinden sucht. Regionaler und überregionaler Bezug müssen sich im Gleichgewicht befinden und fruchtbar aufeinander bezogen sein, wenn die Arbeit einer literarischen Gesellschaft erfolgreich sein und die Gefahr provinzieller Beschränktheit auf der einen wie wissenschaftlicher Elfenbeintürmei auf der anderen Seite vermieden werden soll.

In diesem produktiven Spannungsfeld von regionaler und überregionaler, von populärer und wissenschaftlicher Ausrichtung steht und stand von Beginn an auch die Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft. Sie wurde im Mai 1993 in Eutin gegründet, also in jener Stadt, in der Voß die literarisch wohl produktivste Periode seines Lebens, die Jahre von 1782 bis 1802 verbrachte, und in der sein Name immer einen bekannten und guten Klang besessen hat. Aber — wie dies nicht nur in Kleinstädten zu sein pflegt — man war und ist auch in Eutin auf seine Lokalgrößen zwar stolz, und man weist auf sie gerade in Fremdenverkehrsprospekten stets gern hin, nur kennt man ihr Werk und ihre Bedeutung in der Regel kaum oder nur oberflächlich. Trotz dieser verbreiteten Unkenntnis gibt es allerdings (und auch hierin bildet Eutin glücklicherweise keine Ausnahme) immer auch einige Interessierte, denen die nähere Kenntnis einer solchen historischen Größe wie Voß am Herzen liegt und die sich um die Erforschung seines Lebens und Werkes und um die Verbreitung der so gewonnenen Erkenntnisse bemühen. So hatte sich in den vergangenen Jahrzehnten vor allem der Eutiner Heimatverband immer wieder mit Johann Heinrich Voß beschäftigt, und so war es schon im Jahre 1989 zur Gründung eines *Arbeitskreises Johann Heinrich Voß* innerhalb des Vereins *Freunde der Eutiner Landesbibliothek* gekommen — also als Teil des Fördervereins der historischen Eutiner Bibliothek, die seit Ende der achtziger Jahre wiederbelebt und zu einer vor allem dem 18. Jahrhundert gewidmeten Forschungsbibliothek ausgebaut wird. Dieser *Arbeitskreis Johann Heinrich Voß* ist dann jedoch trotz der verdienstvollen Bemühungen seines Sekretärs, Herrn Klaus Langenfeld, nie so recht in Gang gekommen. Es gab zwar mehrere Sitzungen des Arbeitskreises, aber herausragende neue Aktivitäten wurden nicht entfaltet. Ein entscheidendes Problem des Arbeitskreises war vor allem, daß sich die außerhalb Eutins wohnen-

UTE SCHOLZ

„Wie kann man, ohne die Sprache Homers zu kennen,
mit seiner Zunge auf russisch reden?“¹

J.H. Voß und die russischen Homerübersetzer
in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

1

Auch wenn J.H. Voß (1751-1826) im Unterschied zu Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, Heine oder etwa Th. Mann nicht zu den herausragenden Gestalten gehört, die die facettenreiche Rezeption deutscher Literatur in Rußland bestimmten, so verfügt sein Werk doch über eine in Westeuropa bisher weitgehend unbeachtet gebliebene russische Rezeptionsgeschichte, die verschiedene Seiten seines Oeuvres umfaßt.

Stand Voß dabei zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem als Übersetzer Theokrits und Homers sowie als Verfasser von Idyllen und Volksliedern im Mittelpunkt, so interessierte den frühen Gogol' in „Ganc Kjuchel'garten“ (1829) vor allem Vossens „Luise“, welche mit der Entdeckung subjektiv erlebter Gefühlsbereiche die für sein nachfolgendes Schaffen wichtige Erschließung irrationaler Seiten des Seins vorbereitete.² In der Blütezeit des russischen Symbolismus um 1900 fanden Vossens „Mythologische Briefe“ und die „Antisymbolik“ besondere Erwähnung.³ Russische Anhänger eines gesellschaftlich eingreifenden Literaturverständnisses dagegen schenkten vor allem den publizistischen Streitschriften, so z.B. dem Pamphlet gegen den Grafen Stolberg und dem gesellschaftskritischen Potential der Idyllen und Gedichte Aufmerksamkeit. Immer wieder wurde dabei der demokratische Charakter der aufklärerischen Haltung Vossens hervorgehoben.⁴ Am Ende des 20. Jahrhunderts wird Voß fast ausschließlich als Epigrammatiker rezipiert.⁵

In Anbetracht der Forschungssituation kann es im Folgenden nicht darum gehen, die verschiedenen Etappen der Voßrezeption in Rußland detailliert und in Bezug auf das Schaffen einzelner russi-

scher Autoren nachzuvollziehen. Vielmehr sollen in Auswertung slavistischer Sekundärliteratur Anhaltspunkte gewonnen werden, die es in Zukunft gestatten, die Funktion, die Vossens Homer-Übersetzung in der nationalliterarischen Kommunikationssituation in Rußland Ende des 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts besaß, genauer zu erfassen. Eine Konzentration auf diesen Zeitabschnitt scheint deshalb geboten, weil damit die Anfänge der Rezeption Vossens in den Blick kommen, die die nachfolgende Wirkungs- bzw. Rezeptionsgeschichte bis in das 20. Jahrhundert hinein beeinflussten. Darüber hinaus verweist der Umstand, daß die Intensität des Wirkens von Voß als Übersetzer antiker Dichtung und Verfasser von Idyllen im Rußland des 19. Jahrhunderts bei weitem die des gesellschaftskritischen Publizisten und Kritikers der Romantik überstieg, darauf hin, daß Voß in diesem für die Entwicklung der russischen Nationalliteratur äußerst wichtigen Zeitabschnitt eine zentrale Rolle zugekommen sein muß. So findet Voß in publizistischen Äußerungen russischer Dichter des beginnenden 19. Jahrhunderts vor allem als Homerübersetzer und Idylliker Erwähnung.

Ein frühes Rezeptionszeugnis liefert die 1802 von Jakov Andrejevič Galinovskij (1777-1815) in Petersburg herausgegebene Zeitschrift „Korifej, ili Ključ literatury“ (1802-1807). Galinovskij, ein dem „Literarischen Freundeskreis“ („Družeskoe literaturnoe obščestvo“) nahestehender Schriftsteller und Literaturtheoretiker, der sich mit seiner Zeitschrift für die Schaffung national-eigenständiger poetischer Formen auf antiker Grundlage einsetzte, bezeichnete in Heft II des Jahrganges 1802 die Übersetzungen Vossens als „un-nachahmbar“ („nepodražajemye“).⁶ Stammt Galinovskijs Anmerkung vom Beginn des Jahrhunderts, so ist es am Ende des Untersuchungszeitraumes A. Puškin, der Voß exemplarische Beachtung zuteil werden ließ. In einem Antwortbrief an Vjazemskij verglich er 1825 Žukovskij mit Voß, indem er Vjazemskijs lobende Worte, er, Puškin, sei ein Nachfolger Žukovskijs, mit der Bemerkung zurückwies: „[...] ich bin [...] ein Schüler Žukovskijs. Niemand besaß je einen solchen Stil und niemand wird je einen solchen Stil besitzen, der [...] dem [...] Žukovskijs ebenbürtig zu sein vermag. Im Kampf mit Schwierigkeiten ist er ungewöhnlich stark. Die Übersetzungen jedoch haben ihn verführt, durch sie ist er träge geworden; er will

LEIF LUDWIG ALBERTSEN

Der Stilwille in Vossens Shakespeareübersetzungen

Die Übersetzungen, die Johann Heinrich Voß von Homer und anderen Poeten aus der Antike ins Deutsche veranstaltete, blieben berühmt. Seine entsprechenden Übersetzungen aus Shakespeare blieben eher berüchtigt. Für die Forschung ist das ein beunruhigendes Moment. Vielleicht läßt sich der zeit- und moderefremde Stil in den Shakespeareübersetzungen von Voß mit der zeit- und moderefremden Souveränität des eigenen Stils verbinden, den Voß durch seine Kindheit in Penzlin erlebte. Diese etwas spielerische These sei für die Pointe des Essays reserviert. Fest steht: Voß hat im Ostseeraum und darüber hinaus eine größere internationale Wirkung auf seine Mitwelt und Nachwelt als die meisten seiner Zeitgenossen eben dadurch, daß er in seinen Übersetzungen eine knorrige Sondersprache entwickelte, die zum Beispiel für die Übersetzungen Homers ins Dänische eine entschiedene Bedeutung hatte und auch nicht deutsche Dichter wie zum Beispiel den Dänen Baggesen, der sein Deutsch nicht am deutschen Zeitgeschmack, sondern an Voß schulte, an dieses neue Experimentaldeutsch heranführte.

Die internationale Bedeutung, die Voß auch in seinen Shakespeareübersetzungen ausstrahlt, ist aber nicht auf das 19. Jahrhundert beschränkt; am Ende vom 20. Jahrhundert sehen wir, daß vor allem nicht Deutschgebürtige wie Drewing¹ und Visis² und ich selber den Wert auch seines experimentalen Shakespeareddeutsch hervorheben eben, weil wir dem deutschen Kommunalgeschmack weniger verpflichtet sind.

Goethe sah das ähnlich: in seinen Noten und Abhandlungen zum Divan, die gleich nach der Romeoübersetzung von Voß erschienen, bezieht er sich ausdrücklich auf sie und gliedert den lange mißverstandenen Voß in seine Hierarchie der literarischen Übersetzungen folgendermaßen ein:

Als erstes gibt es die nüchtern orientierende Einführung in fremdsprachliches literarisches Gut, zum Beispiel Luthers Bibelübersetzung. Auf zweiter, gleichsam zivilisierterer Stufe, Goethe nennt sie parodistisch, entstehen elegante Einbürgerungen, wie sie

die Franzosen meistern, aber auch Wieland, der so das Fremde seinen Zeitgenossen genießbar machte. Es bleibt unklar, ob Goethe auch A. W. Schlegels Shakespeareübersetzungen zu dieser Gruppe rechnet.

Ganz oben in der Hierarchie steht aber Voß, der ohne Rücksicht auf die vorläufig noch ungebildete Menge in die deutsche Sprache eine ganz neue Versatilität brachte, dabei aber auch im Kreisverfahren gleichsam wieder an das Original heranrückte. Von diesem Lob ausgehend müssen wir das Vorliegende trotzdem so kritisch betrachten, wie es eine akademische Analyse erfordert.

Daß Voß als Homerübersetzer bei seinen Landsleuten besser ankam denn als Shakespeareübersetzer, hängt natürlich damit zusammen, daß Homer ein exotischerer Name war als Shakespeare. Bei einem 2500 Jahre alten Text aus einer unverständlichen Sprache duldete man Merkwürdigkeiten. Auch waren die Hexameter, die vor allem Klopstock kurz vorher im Deutschen gepflegt hatte, so schlotterig und letzten Endes einschläfernd (von Lessing und später von Grabbe behauptet), daß die künstliche Zucht bei Voß ein Stilwille war, dem sich weithin auch Goethe beugte. Im Falle Shakespeare ist das anders. Sprachlich und kulturell stand er den Deutschen näher; viele lernten an Shakespeare wie an Thomson und Pope das Englische. Und es gab bereits gute und gepflegte Shakespeareübersetzungen im Sinne von Goethes zweiter, parodistischer Übersetzungsphase.

Die editorischen Realia um vossische Shakespeareübersetzungen sind nicht allen klar und müssen daher zumindest skizziert werden: 1805-1806 edierte Dr. Johann Heinrich Voß der Sohn, später genannt Heinrich Voß, mit Schiller den „Othello“ aber auch „König Lear.“ Sein Vorwort verrät Sprachideale, die man seinem Vater zuschreiben möchte. Von 1818 an errichteten Voß und Söhne eine Shakespeareübersetzungsmanufaktur, aber aus Einzelpublikationen und bibliographischen Nachschlagewerken ist zu eruieren, wer was herstellte. Hier wird als reines Werk von Voß, dem Vater, „Romeo und Julia“ von 1818 betrachtet, hierunter mit Schlegels Übersetzung verglichen, die Voß als Herausforderung vor sich liegen gehabt haben muß³.

Einleitend seien zwei Pauschalurteile der Zeit zu diesen Shakespeareübersetzungen referiert, wobei auffällt, daß die frühen Shake-

ANTHONY VIVIS

Die Narrengestalt des König Lear in verschiedenen Übersetzungsvarianten

The Schlegel-Tieck translations of Shakespeare's plays were completed between 1797 and 1833 and published in nine volumes from 1825-33. The translations bear the joint names of August Wilhelm Schlegel (1767-1845) and Ludwig Tieck (1773-1853). A.W. Schlegel translated 17 of Shakespeare's plays between 1797 and 1810. Long after he had abandoned the project, in 1829 Ludwig Tieck took over the task of revising and completing the translations. Recent scholarship has established that Dorothea Tieck (1799-1841), Ludwig Tieck's daughter, undertook the bulk of this work. In her translation of 13 further plays in the canon from 1825-33, including King Lear, Dorothea Tieck was assisted by Wolf Friedrich Graf von Baudissin (1789-1878), a friend of Ludwig Tieck. The Schlegel-Tieck translations are generally considered classics in their own right.

The translations of Shakespeare plays made by Johann Heinrich Voß the elder (1751-1826) were continued and completed by his two sons Johann Heinrich Voß and Abraham Voß. They were published as Shakespeares Schauspiele in 9 volumes from 1818-29. In this lecture, I am quoting from the Tempel-Verlag edition of the Tieck/Baudissin translation, based on the Schlegel-Tieck-Ausgabe of 1840, Volume 11. The English text of the Shakespeare play: The Tragedy of King Lear from which I am quoting is the Arden edition, edited by W.J. Craig, which combines Quarto I (1608) with Quarto II (1608) and the First Folio (1623).

The Voß translations have received relatively little attention either in the academic community or in the German-speaking theatre outside Austria since the nineteenth century. Part of the reason why the Voß translations have been passed over lies in a concerted rejection on the part of a number of writers from the period of „German Romanticism“. In his preface to the A.W. Schlegel Shakespeare edition of 1825, Ludwig Tieck, not only a translator of Shakespeare's dramas, but also a playwright who was performed in his lifetime in

Dresden and Berlin, attacked the „pedantische Wortwörtlichkeit“ of the Voß translations of Shakespeare.

Yet even among Voß's contemporaries, several distinguished writers valued his work as a translator — especially of Homer — very highly. In his *Noten und Abhandlungen*, which preface the *West-östlicher Divan*, Goethe wrote:

„Der nie genug zu schätzende Voß konnte das Publikum zuerst nicht befriedigen, bis man sich nach und nach in die neue Art hineinhörte, hineinbequeme. Wer nun aber jetzt übersieht, was geschehen ist, welche Versatilität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhythmische, metrische Vorteile dem geistreich-talentvollen Jüngling zur Hand sind, wie nun Ariost und Tasso, Shakespeare und Calderon als eingedeutschte Fremde uns doppelt und dreifach vorgeführt werden, der darf hoffen, daß die Literaturgeschichte unbewunden aussprechen werde, wer diesen Weg unter mancherlei Hindernissen zuerst einschlug.“¹

Great praise for Voß's translation of Homer also came from A.W. Schlegel's brother, Friedrich Schlegel, who wrote in his *Studium der Griechischen Poesie*:

„Vossens Übersetzung des Homer ist ein glänzender Beweis, wie treu und glücklich die Sprache der Griechischen Dichter im Deutschen nachgebildet werden kann. Sein Ideal ist unstreitig so reiflich überlegt, als vollkommen ausgeführt. Aber wehe dem Nachahmer der großen Griechen, der sich durch den großen Übersetzer verführen ließe!“²

On the other hand, Dr Hermann Conrad, who edited the 1905 revised edition of the Schlegel-Tieck translations, having praised A.W. Schlegel as a translator, criticizes the skills, first of Dorothea Tieck, then of Wolf Baudissin:

„She ought not to have ventured on such an undertaking; in many instances her knowledge of English proved inadequate, her diction is frequently involved, blurred and clumsy ... Baudissin's verse reads admirably; the trouble is, however, that Shakespeare, particularly in the great dramas of his later period [including *King Lear*], was not in the least concerned about smoothness of style or rhythm.“³

In more recent years several authorities have attempted to do justice to the Voß Shakespeare translations, regarding them as a remarkable and enduring feat of translation. These attempts have concentrated on two different but overlapping approaches. The first has examined the differences between Classicism and Romanticism as generally

ANDREA RUDOLPH

**„König Lear“ in der Einrichtung
von Josef Schreyvogel.**

**Zum Erfolg der Vossischen Shakespeareübertragung
in Wien**

Die Feststellung von Lesley Drawing, „der einzige mir bekannte Fall, in dem das Vossische Shakespeare-Werk auf öffentliche positive Resonanz gestoßen ist, liegt im restaurativen Wien vor“¹, hat mich veranlaßt, die Frage der Wirkung des Vossischen-Shakespeare-Werks in Wien² genauer unter die Lupe zu nehmen. Das Problem scheint darin zu bestehen, daß zwischen dem fremdsprachigen Ausgangstext, Shakespeares „King Lear“, der Übersetzung von Heinrich Voß und dem Bühnenerfolg auf dem alten Hofburgtheater noch das Gelenkstück fehlt: die Bearbeitung der Vossischen Übersetzung für die Bühne. Wer also von einem Text-Übersetzungs- und schließlich Bearbeitungsbezug als wichtige ergänzende Seite ausgeht, wird ein bislang noch wenig ergründetes Feld vorfinden. Wegen der Grundsätzlichkeit des Problems sei daher weiter ausgeholt. Gerade im Blick auf die Adaption dramatischer Texte an einen spezifischen Bühnenraum gilt, daß Dramaturgen und Regisseure Sprache in Räume einbinden, die über das Dekor, über Ausstattungskünste, Bühnensymbole, Theaterkonventionen und politisch-kulturelle Einflüsse traditionsbestimmt sind.

Der theatererfahrene Josef Schreyvogel selbst hatte zwischen Literarizität und Sprachlichkeit, die in ortsständigen Räumen operiert, unterschieden und vom theatralischen Standpunkt aus deutsche Dramen kritisch beurteilt: In seinem Brief vom 4. Oktober 1815 an den Dramatiker Adolf Müllner konstatiert er eine Dichotomie von Dramentexten für die Literatur und von Spielvorlagen für die Bühne:

„Ich bin ernstlich Göthens und Schillers Meinung, daß Leser und Zuschauer sehr verschiedene Standpuncte haben, und dass ein dramatisches Gedicht (wenigstens eines, dessen Stoff den Ideenreichtum der neuern Welt in sich schließt), selten aufgeführt werden kann, wie es geschrieben ist. Die großen Massen in Shakespeare’s, Calderons,

Göthens und Schillers Werken, müssen auf der Bühne enger zusammengehalten werden, wenn sie die Wirkung, die sie auf die freye Phantasie im Lesen thaten, nicht großen Theils verlieren sollen.“³ Und am 1. November 1815 kritisierte der Theaterpraktiker die mangelnde Berücksichtigung der Bühne bei deutschen Dichtern, verglichen mit anderen Nationen: „Bey dem Vorzüglichsten, was sie schrieben, haben sie an kein Theater gedacht. Fragen Sie Göthen, ob er es nicht beklagt, die Schaubühne so spät einer ernsthaften Betrachtung gewürdigt zu haben? —“⁴.

Die Frage des übersetzerischen Transfers ist demnach zweimal zu beleuchten. Während Voß seinem Übersetzungsideal gemäß vor allem auf Authentizität der Übersetzung drängte, sah Schreyvogel es als seine Aufgabe an, den Text, der von seiner Wirkung auf das Theaterpublikum lebt, auf ein konkretes Publikum und auf eine konkrete Bühne hin zu konkretisieren. Voß hatte einen Quellenreproduktionsstandpunkt, dessen Sprache Schreyvogel bewunderte⁵. Doch wollte Voß im Zeichen von Werktreue seine Zeitgenossen möglichst nahe an die Sprache Shakespeares heranführen, adaptierte Schreyvogel genau in die umgekehrte Richtung, indem er Shakespeares Sprache in der Übertragung von Heinrich Voß an die ethisch-soziale Geschmacksrichtung des Publikums und an die Burgtheaterbühne anpaßte. Alle Bearbeitungseingriffe liegen in dieser Konsequenz. Philologische Rekonstruktion auf der einen Seite und Adaption auf der anderen: Gerade im Blick auf die unterschiedlichen Richtungen, die Philologie und Theater verfolgen müssen, ergibt sich ein Zugriff, der es erlaubt, Übersetzung und Bearbeitung systematisch aufeinander zu beziehen, so daß Vossens Positionen rückwirkend evident werden. Hatte die literarische Übersetzung die Kulturgröße Shakespeares schon einmal gebrochen, brach Schreyvogels Umsetzung der literarischen Übertragung im konkreten Sinnraum der ältesten und vornehmsten deutschen Großstadtbühne Shakespeares Kulturgröße ein zweites Mal.

Der Textvergleich soll zeigen, *wie* die Bearbeitung eine weitreichende mikro- und makrostrukturelle Transformation bewirkt, die über den Bühnenerfolg mitentscheidet. Hinter dieser Methode steht die Überzeugung, daß die Sprachgebung in die Atmosphäre des Theaters führt. Der zeit- und bühnenspezifische Umgang mit der Vossischen Übertragung vermag interessante Blickpunkte zu bieten.